

22

»Die Mischung muss stimmen«

Inklusion und Lottas bester Freund

Juli 2012. »Lotta – Baby?« Lotta wie »Looo-ta« mit Betonung auf dem O. Der Junge vor mir legt den Kopf schief.

»Nein, sie wird bald drei Jahre alt!« Ich halte drei Finger hoch.

»Siehst du, Kofi«, sagt die Erzieherin hinter ihm. »Die Lotta ist fast so alt wie du.«

Der Junge, ungläubig: »Lotta nicht Baby?«

Ich hocke mich hin und lasse Lotta auf meinen Knien sitzen. Jetzt sind sie und Kofi auf Augenhöhe. Er streichelt ihre Wange, sie zeigt ihm ein Grübchen. Was heißt »behindert« auf Französisch?

»Lotta süß«, sagt Kofi und beendet die Debatte.

Es ist unser erster Tag im Kindergarten. Kofi ist auch noch nicht lange dabei, seit drei Wochen ist er in Deutschland. »Papa Togo«, sagt er. »Mama Deutschland.«

»Alle Schuhe anziehen!«, ruft von hinten die Erzieherin. »Wir gehen auf den Spielplatz.«

Kofi bringt Lotta seine Gummistiefel. »Danke«, sage ich. »Aber zieh du die lieber selber an.«

Als wir rausgehen, greift er nach dem Reha-Buggy und schiebt los. Mit ernster Miene eilt er der Gruppe voran zum Spielplatz. Miss Lotta und ihr Chauffeur. Am Spielplatz angekommen, löst er Lottas Gurte und greift ihr unter die Arme. »Stopp, ich helfe dir!«, rufe ich.

Wir legen Lotta in den Sandkasten, für ihren Kopf bauen wir ein Kissen aus Sand. »Ich weiß nicht, ob Lotta das möchte«, sage ich zu Kofi.

Wird sie schreien? Wenn wir mit Ben auf dem Spielplatz sind, besteht Lotta auf meinem Schoß. Im Kinderwagen sitzen bleiben, im Sand liegen – das heißt Gezeter von der ersten Sekunde an. Jetzt ruht sie auf ihrem Sandkissen und hört Kofi zu. Er zeigt ihr alle Schaufeln und redet in afrikanisch geprägtem Französisch auf sie ein. Lotta reißt die Augen auf und sagt »oi, oi, oi«. »Sie macht erste Laute«, erzähle ich strahlend der Erzieherin neben mir. »Gestern zum ersten Mal.«

Um Kofi und Lotta verteilen sich die anderen Kinder. Zwei streiten sich um einen Bagger, drei wollen schaukeln, vier gehen auf Expedition in die Büsche. Von Lotta und Kofi halten sie Abstand, als lebten die zwei in ihrer eigenen Welt. »Loo'ota!« »Oi, oi, oi.«

Wir hatten uns bei sechs integrativen Kindergärten angemeldet. Genommen hat uns keiner. Ich habe weitergesucht. »Was ist eigentlich mit dem Gebäude, in dem der heilpädagogische Kindergarten war?«, habe ich eines Abends Harry gefragt.

»Heilpädagogisch?« Er blickt nicht von seiner Zeitung auf.

»Der Sonderkindergarten, der geschlossen wurde. Da rufe ich morgen mal an. Vielleicht kommt da ein neuer Kindergarten rein.«

Am Telefon. »Guten Tag, ich habe eine etwas seltsame Frage: Sind Sie vielleicht ein Kindergarten?« Ich höre zu. »Und wären Sie auch offen für behinderte Kinder?« Treffer, versenkt.

Abends erzähle ich Harry: »Die Leiterin hat gesagt: Meine Arme sind ganz weit offen.«

»Aber das ist doch kein integrativer Kindergarten, oder?«, fragt er. »Integrativ, inklusiv – ich verstehe das immer noch nicht.«

»Nein, das ist ein Regelkindergarten, ein ganz normaler. Aber auch so einer kann behinderte Kinder aufnehmen. Das ist allerdings freiwillig. Wenn die Inklusion konsequent umgesetzt wird, müssen das demnächst alle Regeleinrichtungen machen, ob Kin-

dergärten oder Schulen. Dieser Kindergarten ist also seiner Zeit etwas voraus.«

»Ist das denn das Richtige für Lotta?«

Vor der Tür noch Farbeimer. Dahinter schon Kleiderhaken auf Kinderhöhe, mit Namen und Foto. »Melissa«, »Theo«, »Karim«, »Ida«, »Christabelle«. Eine Frau eilt mit ausgestreckter Hand auf Harry und mich zu. »Zora Müller«, stellt sie sich vor. Die Leiterin des Kindergartens. Rote Haare, zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, grauer Kapuzenpulli, grüne Chucks, höchstens zwei Jahre älter als ich. »Und du bist bestimmt Lotta.« Sie nimmt Lottas Hand und beugt sich runter, um ihr in die Augen zu sehen. »Hallo, Lotta!«

Nach einer halben Stunde sagen wir du zueinander. Der Kindergarten ist erst seit zwei Monaten geöffnet, noch sind viele Plätze frei. »Wir bieten viele U3-Plätze an, also für die unter Dreijährigen. Die haben ab nächstem Jahr ja auch einen Rechtsanspruch auf einen Kita-Platz.« Träger ist ein Verein, den Zora gegründet hat. Die Kita, die sie davor geleitet hat, ist geschlossen worden. »Da haben wir uns schnell entschlossen, etwas Eigenes auf die Beine zu stellen.«

Wir sitzen in Zoras Büro, neben uns eine junge Erzieherin mit einem kleinen Mädchen auf dem Arm. »Das ist Paulina«, stellt sie das Mädchen vor. »Wir wollen gerade ihren Schlafrhythmus ein wenig umstellen, mehr Richtung Mittagsruhe. Ich bin Katarina Fuchs.« Blonde lange Haare, Jeans, höchstens Ende 20. »Ich wäre Lottas Gruppenleiterin.«

»Sind die alle jung«, wird Harry später sagen.

»Wer sagt denn, dass nur Frauen über 45 in Kindergärten arbeiten dürfen?«, werde ich antworten. »Und hast du gesehen: Lottas Gruppe hat sogar einen Praktikanten. Einen Mann.«

Während Zora erzählt, schaukelt Katarina Paulina. Ihre Wangen glühen vor Müdigkeit, sie reibt sich die Augen. »Noch ein klein bisschen wach bleiben, Paulina«, sagt Katarina leise.

Zora erzählt: »Wir haben schon einen anderen Jungen, der ebenfalls Förderbedarf hat und nun zu uns kommt.«

»Warum wollt ihr eigentlich so gerne behinderte Kinder aufnehmen?«

»Warum denn nicht?« Zora schweigt und schaut uns an. Wartet sie auf eine Antwort? Sie lächelt. »Ich kann das schwer in Worte fassen, ich habe mich bewusst für zwei Abschlüsse in diesem Bereich entschieden, Heilpädagogik und Sonderpädagogik. Katarina hier hat übrigens Sozialpädagogik studiert.« Zora und Katarina haben beide schon mit behinderten Menschen gearbeitet. »Wir sind von der Inklusion überzeugt«, sagt Zora.

»Das sehen ja nicht alle so.«

»Ich sehe da gar keinen Diskussionsbedarf. Bei einem Regenbogen frage ich auch nicht: Muss gelb unbedingt noch sein? Rot und blau reichen doch schon. Gelb gehört eben auch dazu.«

Katarina sagt: »Das wäre auch für unsere Kinder hier toll, wenn sie Lotta kennenlernen könnten.«

»Und wie soll Lotta dabei gewinnen?«, frage ich. »Sie bräuchte auch im Kindergarten gezielte Förderung.«

Zora: »Klar, wir wollen ja nicht, dass sie zum Beistell-Kind wird.«

»Beistell-Kind?«

»Wenn ich höre: ›Die sitzt so gern dabei und saugt das alles auf‹, werde ich misstrauisch. Lotta soll ihre Möglichkeiten entfalten können. Wir könnten einen Integrationshelfer beantragen, das wäre jemand, der Lotta in den Kindergarten begleitet. Oder wir könnten zusätzliche Mittel bei der Stadt beantragen, damit wir unsere Personalzeiten aufstocken können und uns Lotta besser widmen können. Das nennt sich Einzelintegration.«

Paulina ist auf Katarinas Arm eingeschlafen. Katarina streicht ihr die Haare aus der Stirn und lächelt. Harry und ich schauen uns an und denken das Gleiche.

Das ist es: eine Leiterin, die Inklusion für selbstverständlich hält, junge Erzieherinnen und ein Mann, bunt gestrichene Wände, noch keine Gruppennamen – »wir können uns nicht entscheiden, ob ›Dreckspatzen‹ und ›Schmutzfinken‹ zu verniedlichend ist«, sagt Zora. Eine Erzieherin mit Kopftuch, eine andere mit

Prothesen an den Beinen, Kinder mit Rastalocken. »Geflügel statt Schweinewurst, wir haben auch muslimische Kinder hier.« Eine Leiterin, die sagt: »Lotta kann morgen anfangen.« Mittags sagen die Kinder vor dem Essen im Chor: »Jeder isst, so viel er kann, nur nicht von dem Nebenmann. Heute nehmen wir es ganz genau, auch nicht von der Nebenfrau ...« Öffnungszeiten bis 18 Uhr. U3. Loo'o'ta. Bullerbü, die Fassung von 2012.

Ich zeige Harry ein Handyfoto von Lotta mit Kofi auf dem Spielplatz. »Kein Wunder, dass er ihr gefällt«, sagt er.

»Wieso?«

»Schau ihn dir an«, sagt er und hält mir das Handy entgegen. Auf dem Bild lacht Kofi, in seinem schwarzen Gesicht leuchten seine Zähne und das Weiß seiner Augen. »Er ist wahrscheinlich der erste Mensch, den Lotta richtig gut sehen kann.«

Wir sollten nicht dahin ziehen, wo Harry einen Job angeboten bekommen hat. Wir sollten nach Afrika ziehen. »Kannst du dir vorstellen, wie Lotta gucken würde?«, sage ich.

»Hast du denn mal über das Angebot nachgedacht? Ich würde das wirklich gerne machen. Und du könntest auch von dort als Freie arbeiten, vielleicht sogar besser.«

»Und wer nimmt die Kinder in der Zeit?«

»Es gibt dort eine hervorragende deutsche Schule. Wenn ich anfangen, kommt Ben in die erste Klasse, das würde doch toll passen. Die haben auch einen Kindergarten ...«

»Sind die inklusiv?«

Kann Inklusion funktionieren? Kann man gleichzeitig Zweijährigen gerecht werden, die sich um den Puppenwagen streiten und ein schwer mehrfach behindertes Kind fördern? Schon zu Hause trenne ich Ben und Lotta ab und zu mal. Gleichzeitig vorlesen und füttern – geht. Gleichzeitig Fußball spielen und sehen üben – geht nicht. Wird das im Kindergarten funktionieren? Wird Lotta sich wohlfühlen? Verschrenke ich das Potenzial, das Lotta hat, wenn ich sie in einen Kindergarten voller nicht behinderter Kinder stecke?

Beim Thema Inklusion ist Deutschland Entwicklungsland, lese ich in der Zeitung. »Schlusslicht in Europa«, sagt im *Spiegel* Adolf Bauer, Präsident des Sozialverbands Deutschland. Etwa 22,3 Prozent der 485 000 deutschen Schüler mit Sonderförderbedarf gehen auf eine Regelschule – und das ist der Bundesdurchschnitt. In Niedersachsen etwa sind es nur 8,5 Prozent. International sind es im Schnitt 85 Prozent.

Deutschland hat sich verpflichtet aufzuholen. Alle vier Jahre müssen die Fortschritte auf diesem Gebiet vor den UN präsentiert werden. In den Bundesländern werden Inklusionspläne entworfen und wieder verworfen. Der Behindertenbeauftragte der Bundesregierung reist durchs Land und zeichnet Inklusionsvorbilder aus, die auf einer Inklusionslandkarte verzeichnet werden. In diesen Einrichtungen stehen zum Beispiel Integrationshelfer den Kindern zur Seite, unterrichten Sonderschulpädagogen gemeinsam mit den Lehrern alle Kinder in einer Klasse beim Gemeinsamen Unterricht. In der *FAZ*, in der *Kölnischen Rundschau*, in der *Zeit*, überall stoße ich in diesen Tagen auf Artikel, die sich mit Inklusion beschäftigen.

Bei der Debatte geht es auch ums Geld. Das System der Förderschulen und Sondereinrichtungen in Deutschland hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt, »das höchstspezialisierte der Welt«, lese ich in der Zeitung. »Isolationsfallen«, hat eine Studie der Bertelsmann-Stiftung sie genannt. Wer einmal auf einer Sonderschule gelandet ist, für den führt der Weg in aller Regel direkt in die Behindertenwerkstatt. Nur wenige schaffen den Sprung in die reguläre Arbeitswelt. Die passende Sonderschule gibt es nicht in jedem kleinen Ort, für viele Kinder vom Land bedeutet der Schulanfang lange Fahrwege oder schlimmstenfalls den Umzug ins Heim. Welche Schule wird Mia einmal besuchen, das Mädchen im Rollstuhl, das ins Hospiz statt in den Kindergarten geht? Sollen die Förderschulen abgeschafft werden – so wie der heilpädagogische Kindergarten in unserer Stadt geschlossen wurde? Sollen sie für andere Schüler geöffnet werden? Selbst wenn die Mittel für die Sonderschulen abgezogen und in den Umbau des Bildungssystems gesteckt würden, fehlten

dem deutschen Schulsystem für die Umstellung in den nächsten zehn Jahren etwa 10 000 neue Lehrer, hat die Bertelsmann-Stiftung errechnet.

Im Moment ist Inklusion noch ein Schlagwort, das alles bedeuten kann. Was es konkret für unseren Alltag heißen wird, hängt von den politischen Entscheidungen der nächsten Jahre ab. Auf welche Schule wird Lotta einmal gehen? Wie weit wird Deutschland dann in puncto Inklusion sein? Werde ich noch die Wahl haben zwischen Sonder- und Regelschule? Und welche werde ich wollen? Während wir nach dem richtigen Weg für Lotta suchen, ist alles um uns herum im Umbruch.

Machen wir das Richtige? Wie organisieren wir die Therapien? Was ist, wenn Lotta einen Anfall hat? »Sie übergibt sich ab und zu mal«, warne ich Zora.

»Wir werden es überleben«, sagt sie.

»Und sie kann ziemlich zickig sein.«

»Das kennen wir hier auch.« Sie zögert und sagt: »Wegen der Epilepsie müssen wir uns allerdings erkundigen, wie wir das rechtlich so regeln, dass wir auch abgesichert sind.«

»Lotta ist sehr gut eingestellt, da kann sie ohne Weiteres in den Kindergarten gehen«, sagt Dr. Waltz.

Wir sind bei einem Anfall alle drei Wochen. Kein Diazepam seit Monaten. Kein Blaulicht seit einem Jahr. Anfälle haben für uns schon längst den Stellenwert von Albträumen, beunruhigend, so lange sie andauern, doch danach geht das Leben weiter. »Aber die Leitung des Kindergartens will sich absichern.«

»Sollen sie ja auch, aber die haben keinen Grund, sich Sorgen zu machen.«

Der Kindergarten arbeitet einen Vertrag aus über die »Medikamentenabgabe in der Kita«. Ich zeige Zora das Diazepam, eine Rektiole kommt unter Verschluss in den Medizinschrank. »Im Zweifel ruft ihr 112 an.«

Jeden Morgen gehe ich gemeinsam mit Lotta in den Kindergarten. Eine Woche, zwei Wochen. Ich sitze mit ihr im Stuhlkreis,

im Singkreis, auf dem Spielplatz. Nicht alle Erzieher kennen behinderte Kinder. Nicht alle Arme sind gleich weit offen. Auch bei den Kindern nicht. Bis auf Kofi halten alle einen Sicherheitsabstand. Ich gewöhne nicht nur Lotta ein. »Was hat sie denn?« Eine Erzieherin wiegt Lotta in den Armen, deren Mundwinkel ziehen sich nach unten. »Hüm, Hüm.« Die Erzieherin summt, wiegt und fragt: »Vielleicht hat sie Hunger?«

»Vielleicht ist ihr langweilig«, sage ich. »Versuch's mal mit Hoppe Reiter.«

Lotta mag auf dem Entwicklungsstand eines Babys sein – sie ist trotzdem keins. Sie ist ein fast dreijähriger Trotzkopf, der wildes Schaukeln spannender findet als sanftes Wiegen.

»Loo'ta«, ruft Kofi und streckt seine Arme nach ihr aus. »Loo'ta!«

»Oi, oi, oi!«

Kofi ist französischer Muttersprachler, doch in Melanies Augen wäre er trotzdem nicht der ideale Spielpartner. Kofi kann noch nicht richtig Deutsch, aber schon das Lied von »Bob der Baumeister« singen. Er sagt, er mag zum Frühstück am liebsten Cheeseburger. Er wird wohl nie mit Hockey anfangen. Er hat wahrscheinlich noch nie einen Dinkelkeks gegessen.

Kofi streckt seine Arme nach Lotta aus und verteidigt seine Stellung am Buggy gegen alle, die auch mal schieben wollen. Er ist der beste Freund, den ich mir vorstellen kann. Er kann auf Lotta zugehen, sie umarmen, sie anschieben, denn er ist nicht schwerstbehindert. Reicht das, um Inklusion genauso richtig zu finden wie Zora?

»Und der pinkelt Mariella immer in den Ranzen.«

»Nein!«

»Doch, jeden Morgen. Ich habe keine Ahnung, was ich machen soll.«

Harry und ich bei der Party eines Freundes, wir stehen um Stehtische, essen klein geschnittene Currywurst aus schmalen Gläsern und Mini-Frikadellen von Zahnstochern. Ich, Harry und drei Kolleginnen des Gastgebers.

»Der hat das Down-Syndrom«, sagt die erste mit gesenkter Stimme. »Aber trotzdem, ich sage dir, der macht das mit Absicht. Das ist Mobbing. Mariella will schon nicht mehr in die Schule.«

»Und was machst du jetzt?«, fragt die daneben.

»Ich habe schon mit dem Lehrer gesprochen, aber da steht man gleich als behindertenfeindlich da. Vielleicht müssen wir wechseln. Gemeinsamer Unterricht – so ein Quatsch.«

»Man tut den Kindern keinen Gefallen damit. Der merkt bestimmt, dass er langsamer ist als die anderen«, die Dritte.

Harry und ich schweigend und kauend daneben.

»Klar, und der hält die ganze Klasse auf. Die hinken dem Lehrplan sowieso hinterher. Wie sollen die in den 100er Zahlenraum kommen, wenn der die ganze Zeit dazwischenblökt?«

»Vorsicht«, sagt Harry. »Unsere Tochter ist auch behindert.«

Stille. Gezwungenes Lächeln. »Echt? Das denkt man gar nicht, wenn man euch so sieht ...«

Harry stellt sein Glas ab. »Wer von den Damen möchte denn noch einen Crémant?« Als er in die Küche geht, zwinkert er mir zu.

Die Erste beugt sich vor. »Ich habe natürlich nicht sagen wollen, dass alle Kinder, die ... dass die alle so sind.«

Ich sage: »Natürlich nicht.«

Die Zweite: »Darf ich denn fragen, was genau ...«

»Ich glaube, ich hole mir auch einen Crémant.« Ich folge Harry in die Küche.

Ich lehne mich an den Kühlschrank. Der Mann vom Catering bringt die Scampi nach draußen. »Wie sollten wir denn aussehen?«, frage ich Harry. »Wie sehen Eltern behinderter Kinder aus?«

»Wir wären gar nicht hier«, sagt er. Wenn wir uns an unsere Rolle halten würden, ständen wir nicht auf einer Party bei den Häppchen-Platten. »Wahrscheinlich sollten wir verbittert aussehen, traurig.«

»Bist du denn trauriger als früher?«

Harry überlegt. »Wenn ich hier solche Bilder sehe ...«. Er zeigt auf die Fotos hinter mir am Kühlschrank, drei Kinder auf Schaukeln, wilde Umarmungen, Kinder, die sich gegenseitig mit Wasser nass spritzen. »Aber andererseits ... wie sie heute beim Frühstück gelächelt hat, weißt du noch?«

Ich nicke. »Komisch, oder? Dass eine Kleinigkeit schon reicht für einen ganzen Tag Glücklichein.«

Wir stoßen an. Wir schwärmen von den Grübchen unserer Tochter. Wie wenig es braucht. »Meinst du, wir wären noch glücklicher, wenn wir all das nie erlebt hätten? Wenn unsere schlimmste Sorge eine Woche Fieber gewesen wäre ...?«

Er schenkt uns nach und sagt: »Das wird jetzt eines dieser tiefeschürfenden Partygespräche in der Küche, wie früher zu Uni-Zeiten ...«

Ich lege den Kopf schief, breites Lächeln. »Hi!« Hand in die Hüfte. »Kennen wir uns nicht aus der Vorlesung bei Professor Hildebrandt?«

Er lacht. »Nein, bei Professor Brassel.« Der Mann vom Catering holt auch noch die Mini-Schnitzel.

»Ohne Lotta würde ich es dir wahrscheinlich übel nehmen, dass du die Spülmaschine umräumst, wenn ich mal was reinstelle.«

»Die tiefen Teller kommen eben nach links.«

Ich schubse ihn mit der Hüfte an.

»Das wird sonst nicht richtig sauber«, sagt er. »Aber ich weiß, was du meinst. Wenn wir Lotta schaffen, dann scheitern wir nicht am Streit über die Spülmaschine.«

Wir schauen auf die Bilder am Kühlschrank. »Meinst du, wir kriegen irgendwann Beschwerden zu hören, weil Lotta anderen Kindern in den Ranzen pinkelt?«

»Wenn sie das schafft, bin ich stolz auf sie.«

Von nebenan hören wir Gelächter. »Meinst du, Eltern behinderter Kinder stehen auch mal bei Partys knutschend in der Küche?«

»Auf keinen Fall.«

Ben ist jetzt fünf. »Habt ihr euch schon für eine Schule entschieden?« Melanie, auf der Straße.

Mein Abgang vom letzten Mal tut mir leid. Schuppenflechte ist bestimmt schlimm. »Wie geht es Noah?«

Melanie winkt ab. »Ach, das geht. Ehrlich gesagt, nerven mich mittlerweile die Nachfragen. Und diese mitleidigen Blicke ...!« Sie schaut mich an, der Gesichtsausdruck wird betroffen. »Und verglichen mit euch ist das ja gar nichts. Wie geht es Lotta?« Hand auf meinem Arm.

»Toll«, sage ich. »Sie macht erste Laute.«

»Schön«, sagt sie und ihr Tonfall sagt »schrecklich«. Sie fragt: »Bist du morgen Abend auch auf dem Infoabend in der Birkenstraße?«

»Birkenstraße?«

»Die private Grundschule. Die hat einen fantastischen Ruf.«

»Ich dachte eigentlich an die Schule bei uns um die Ecke.«

»Mmh«, sagt Melanie. »Da hast du natürlich den Vorteil, dass du Ben nicht fahren musst. Aber die haben das Einzugsgebiet nach hinten raus, das ist ...« Sie zögert und beugt sich vor. »Das ist eine sehr heterogene Schule. Und die Birkenstraße ist seit letztem Jahr inklusiv. Das wäre was für euch, oder?«

»Wir sind doch auch eine sehr heterogene Familie.«

Sie lächelt, als hätte ich einen Witz gemacht. »Weißt du, die Mischung muss stimmen.« Wahrscheinlich hätte ich diesem Satz früher gedankenlos zugestimmt. Nun weiß ich, wie es sich anfühlt, wenn man am anderen Ende steht. Wenn man zu denen gehört, von denen es nicht zu viele geben darf. Weil sie die Gruppe aufhalten. Weil sie mehr Aufmerksamkeit brauchen. Wir können Ihrer Tochter leider keinen Kindergartenplatz anbieten. Wir müssen ja auch auf die Mischung achten. »Meinst du?«, frage ich Melanie. Wann genau ist eine Mischung richtig?

Wir sind zu früh. Birkenstraße. Ich setze mich auf die Bank neben der Aula, Melanie schaut sich auf Pappwänden die Bilder der Architektur-AG an. »Die haben eine Schule in Afrika entworfen, schau mal.«

»Toll.«

Eine andere Mutter kommt herein und schaut auf die Uhr. »Es geht erst um acht los, oder? Ich hätte gedacht, ich brauche für den Weg länger.«

Sie setzt sich neben mich. Ich frage: »Wo kommst du denn her?«

»Aus der Südstadt.«

»Da fährst du doch mindestens eine halbe Stunde.«

»Ich weiß, ganz schön langer Schulweg. Ich bin auch verrückt, ich habe mir schon vier Schulen angesehen. Völlig übertrieben.«

»Machen wir doch alle«, sagt Melanie von den Pappwänden her.

»Klar«, sage ich.

Die fremde Mutter: »Meine Tochter braucht eben eine besondere Schule. Die ist etwas anders als andere Kinder.«

Melanie zieht die Augenbrauen hoch und sagt mit einem Blick auf mich: »Hier sollen die Lehrer ganz individuell auf jeden Schüler eingehen. Jeder nach seinem Tempo.«

»Genau!«, sagt die Mutter. »Deshalb bin ich hier. Meine Tochter braucht mehr Förderung als normale Kinder, die würde an einer 08/15-Schule untergehen.«

Fehlt nicht viel und Melanie würde mich schubsen. »Das kenne ich«, sage ich. »Das ist nicht einfach.«

»Vor allem, wenn es auf die Schule zugeht. Im Kindergarten haben alle noch Verständnis.«

Ich nicke. »Darf ich fragen ...?«

»Meine Tochter ist schwer mehrfach begabt.«

»Oh«, sage ich.

Nach einer kurzen Pause sagt Melanie: »Habt ihr das gleich gewusst? Oder wie wird so etwas diagnostiziert? Ich habe auch schon mal gedacht, der Luca ...«

Später nach dem Vortrag der Direktorin, Fragestunde für die Eltern. »Kann mein Kind schon mit fünf eingeschult werden?«

»Was, wenn man eine Klasse überspringen will?«

»Noch mal zum Gemeinsamen Unterricht: Was ist mit Kindern,

die gar nicht anders können, als den Unterricht zu stören? Werden die aus der Klasse rausgenommen?»

Inklusion ist angenehmer, wenn es darum geht, die Schnelleren nicht aus dem Auge zu verlieren. Inklusion wird schwierig, wenn es um Kinder geht, deren Andersartigkeit andere Eltern nicht neidisch macht.

Im Kindergarten. »Was ist eigentlich mit den anderen Eltern?«, frage ich Zora. »Ich bin gerne bereit, mich bei einem Elternabend vorzustellen und zu erklären, was Lotta genau hat.«

»Bis jetzt musste hier keiner ein Casting bestehen.«

»Aber vielleicht gibt es Fragen oder Bedenken. Schließlich haben diese Eltern sich keinen Kindergarten ausgesucht, den auch behinderte Kinder besuchen.«

»Ich glaube nicht, dass unsere Eltern ein Problem damit haben«, sagt Zora, »Und wenn doch – es steht jedem frei zu gehen.« Zora hat einen breiten Rücken für so eine schlanke Person.

In der Küche bei der Party sagt Harry zum Schluss: »Ich habe nachgedacht, wir lassen das mit dem Auslandsangebot. Das können wir Lotta nicht antun.«

»Ich habe auch nachgedacht«, antworte ich. »Du solltest deine Träume nicht aufgeben nur wegen Lotta. Das Gleiche sagst du doch auch mir. Wir können nicht auf alles verzichten und das Lotta in die Schuhe schieben. Das Kind hat mehr als genug zu schleppen.«

»Bist du sicher?«

»Ich rufe mal in der deutschen Schule an und erkundige mich. Vielleicht ist es einfacher, als wir denken.«

23

»Bereicherung steht auf dem Index«

Von Ida, Lolla und den Anträgen ans Amt

»Nun geh mal«, sagt Zora und zeigt zur Tür.

»Meinst du wirklich?«

»Du bist jetzt seit drei Wochen jeden Tag da. Wenn du nicht bald gehst, muss ich dich bezahlen.«

Ich gebe Lotta noch einen Kuss. Sie sitzt bei Zora auf dem Schoß. Die anderen Kinder sitzen neben ihnen am Tisch und malen mit Wasserfarben. Lotta hat dicke Kleckser Sonnencreme auf den Fingern. Zora führt ihre Hände übereinander und verschmiert die Sonnencreme. »Fühl mal, Lotta!« Sie hält die Cremetube an Lottas Nase. »Und riech mal – Orange!« Lotta reißt die Augen auf und öffnet die Finger ihrer rechten Hand.

»Ich will auch Creme!«, ruft Theo, zwei Jahre. »Zum Malen!«

»Dann komm her«, sagt Zora.

Theo kriegt einen Tupfen Sonnencreme aufs Bild. Alle wollen. Die Sonnencreme verläuft in den bunten Wasserfarben. »Schön, oder?«, sagt Zora.

»Oi, oi, oi«, sagt Lotta und macht ihre Hand weiter auf.

»Jetzt sag der Mama mal Tschüs, die will gar nicht gehen.«

Tschüß, Lotta. Ich stehe im Flur und schreibe noch schnell meine Handynummer auf das schwarze Brett. Zora hat sie im Büro. Aber ...

Eine Stunde, maximal zwei, zweieinhalb. So lange dauert es, wenn Jodi mit Ben oder Lotta spazieren geht. Ich rufe Harry an: »Weißt du, dass ich noch nie so lange alleine hier im Haus war?«

»Genieß es«, sagt er. »Du weißt nicht, wann Zora dich anruft.«

Ich drehe die Musik so laut wie noch nie zuvor hier im Haus. Ich liege in der Badewanne und singe: »*I got sunshine on a cloudy day, when it's cold outside I got the month of May ...*« Ich schreibe Harry eine SMS: »Sie fehlt mir so.«

»Stockholm-Syndrom«, schreibt er zurück.

Lotta schläft mittags im Schlafsaal, auf einer kleinen Matratze in einer Reihe kleiner Betten. Sie isst mehr als zu Hause. Sie entdeckt pürierte Pizza als ihr Lieblingsgericht. »Als Vorspeise gab es Salat, den haben wir auch püriert. Aber das fand sie eklig«, erzählt Katarina.

Als ich sie abholen komme, sagt Matthias, der Praktikant: »Heute hat sie sich viel übergeben, ich weiß nicht, ob das normal war.«

Er zeigt mir den Eimer. Ich sage: »Das ist hauptsächlich Schleim. Das ist ok.«

Wenn ich sie morgens bringe, lächelt sie. Bis jetzt hatte sie keinen Krampf im Kindergarten. Es ruft keiner an.

Der frisch gestrichene Flur hängt bald voller Kinderbilder. Zora führt einen Tagesbericht ein. Jedes Mal, wenn ich Lotta nach dem Mittagsschlaf abhole, finde ich am Schwarzen Brett einen Zettel mit allen Kindernamen. Unter »Finkengruppe, Lotta« steht: »Lotta hatte heute viel Spaß auf der Wippe«, »Lotta hat ihr schwarz-weißes Bilderbuch sehr intensiv angeschaut«, »Lotta hat heute mit Theo und Kofi gebastelt.«

»Gebastelt?«, frage ich Katarina. »Habt ihr euch nicht im Kind geirrt?«

»Nein«, sagt sie lächelnd. »Wir haben einen Behälter mit Watte gefüllt. Lotta hat mit ihren Händen darin gewühlt. Die anderen haben die Watte auf Pappe geklebt und Lotta hat mit den Händen draufgedrückt, bis der Kleber trocken war.«

Ben steht neben mir und küsst Lotta. »Jetzt kannst du auch schon basteln«, sagt er.

Kofi kommt und küsst Lotta auf die andere Backe.

»Das ist meine Lotta«, sagt Ben. »Komm, wir gehen.«

»Die anderen Kinder halten noch Abstand, oder?«, sage ich zu Katarina.

»Ja, die wissen nicht so ganz, wie sie Lotta einordnen sollen. Aber Ida ist neugierig, die traut sich bestimmt bald.«

Ida hat gerade laufen gelernt. Latzhose, rote Haare, Kuhfellpanntoffeln. Lotta heißt bei ihr Lolla.

Auf einen Schlag habe ich fünf Stunden am Tag für mich. Ich füttere nur noch eine knappe Stunde am Tag, alles andere übernehmen die Erzieher. Auch Frau Schmidt von der Sehfrühförderung sehe ich kaum noch. Die Karawane zieht jetzt in den Kindergarten. Frau Schmidt schickt mir kurze Berichte per E-Mail: »Lotta hat zu Frau Müller schon eine sehr gute Bindung aufgebaut«, »Lotta hat heute lange fixiert«, »Das Hören ist Lottas Schokoladensinn«. Frau Kniep, unsere Physiotherapeutin, zeigt den Erziehern, wie sie Lotta fördern können. »Die sind richtig engagiert«, sagt sie. »Da haben Sie Glück.«

»Ich weiß. Ich hätte nie gedacht, dass ich mal sage, meine Tochter ist im Regelkindergarten genau richtig.«

»Na, so ganz normal ist der Kindergarten nicht.« Eine Heilpädagogin als Leiterin, sehr engagierte Erzieher – das ist nicht normal. »Und haben Sie schon den Integrationshelfer gekriegt?«

Ein Integrationshelfer – das ist eine Person, die zusätzlich in den Kindergarten kommt und nur für Lotta zuständig ist. Ich habe das beim Sozialamt beantragt.

Vier Wochen, hat die Dame gesagt. So lange soll es dauern, bis eine Entscheidung fällt. »Auf welcher Grundlage wird denn entschieden? Und in welchem Rahmen bewegen wir uns denn: Wie viele Stunden könnte ein Integrationshelfer maximal da sein?«

»Schicken Sie einfach mal Ihren Antrag, Frau Roth.«

Zwei Wochen habe ich gebraucht, um mich in dem Dschungel aus Paragrafen und Regelungen so weit zurechtzufinden, dass ich

einen Antrag losschicken kann. Zum Schluss habe ich einfach im Amt angerufen und jeden gefragt, der ranging. Bei einem Gespräch wurde ich sieben Mal weitergestellt und habe sieben unterschiedliche Antworten auf dieselbe Frage bekommen. »Warum ist das so kompliziert?«

»Wenn wir allen behinderten Kindern einen Integrationsshelfer an die Seite stellen würden, was meinen Sie, wie teuer das wäre?«, sagt mir ein Gesprächspartner.

Im Briefkasten finde ich einen Brief der Stadt Köln. Sie bieten Lotta einen Platz an, in einem städtischen Kindergarten. Einem integrativen. »Zu spät«, sage ich zu Harry. »Jetzt ist Lotta schon eingewöhnt.« Wir lehnen ab.

Als ich mit Lotta und Ben im Wald bin, ruft Professor Brassel auf dem Handy an: »Wie geht es Lotta?« Nach der letzten Embo hat er gesagt: »Das würde mich wundern, wenn das keinen Entwicklungsschub gibt. Das muss doch Auswirkungen haben.«

»Man merkt, dass das Blut an den richtigen Stellen im Gehirn ankommt«, sage ich am Telefon.

»Was machen die Anfälle?«

»Kaum noch, alle paar Wochen mal ganz kurz. Das ist ein Wunder.«

»Eins frage ich mich schon die ganze Zeit: Hat sie noch mal so schön gelacht?«

»Nein, leider nicht.«

»Nicht?«

»Das kommt bestimmt noch.« Tröste ich gerade unseren Operator? »Es geht ihr sehr, sehr gut. Lotta macht sogar schon erste Laute. Oi, oi, oi.« Brassel lacht. »Und sie geht in den Kindergarten, können Sie sich das vorstellen?« Ich erzähle und erzähle.

»Der hat das immer noch nicht so ganz angenommen«, sage ich abends zu Harry.

»Als Arzt fragt man sich wahrscheinlich auch, ob das richtig war, Lotta zu retten«, antwortet er. »Ohne ihn ...«

»Hätten wir keine Lotta.«

»Und kein schwerbehindertes Kind. Ist doch verständlich, dass er wissen will, wie es uns damit geht. Ob das eine Bereicherung für uns ist.«

»Bereicherung steht auf dem Index.«

Bereicherung lässt sich nicht sagen, ohne Belastung zu denken. Keiner hat mich je gefragt, ob Ben eine Bereicherung ist für mein Leben. Ben ist. Das reicht. Das Gleiche sollte für Lotta gelten.

Auf dem Stadtwaldspielplatz. Ben klettert die rote Kletterspinne bis fast nach oben. Lotta sitzt in ihrem Wagen. Ich schreibe Harry eine SMS: »Lotta sitzt in ihrem Wagen. Ohne Schieben.«

Er schreibt zurück: »Freiwillig?« Kurz später: »Ohne Schreien?«

Ich mache ein Foto von Lotta, wie sie in dem Wagen sitzt, eine Hand auf der Knisterblume. »Aah«, sagt Lotta.

»Ja, aah. Das machst du toll.«

Ich fotografiere auch noch Ben beim Klettern und schicke beide Bilder an Harry.

»Gute Mutter«, schreibt er zurück. »Keine Lieblingskinder.«

»Haha«, schicke ich zurück. Lotta schüttelt ihren Kopf. Ich mache sie nach. »So ein Quatsch, oder, Lotta?«

»Aaaah.«

Ben klettert, Lotta spielt mit ihrer Blume, ich könnte jetzt Zeitung lesen. Der perfekte Tag.

Vor uns sitzt ein Mädchen, um die zwei Jahre alt, mit einem Bagger im Sand und wendet die Augen nicht von uns. Ich grinse ihr zu. Sie mustert uns. »Na, du bist ja neugierig!« Sie streckt das Kinn vor und schaut weiter. Ich verstecke mein Gesicht hinter den Händen und blinzele dahinter hervor. Konzentrierter Blick, kein Lachen. Ich sage: »Wer zuerst wegguckt, hat verloren?«

»Entschuldigung«, sagt der Vater neben mir auf der Bank. »Das tut mir leid.«

»Was denn?«

»Ich glaube, meine Tochter hat ein wenig Angst, die hat so was noch nie gesehen.«

So was. So was ist wohl Lotta. Ich schaue zu dem Mädchen mit dem Bagger. »Wie heißt du denn?«

»Stella«, sagt ihr Vater.

»Stella, das ist Lotta. Lotta – Stella«, stelle ich die beiden vor.
»Du kannst mich alles fragen, was du willst.« Das Mädchen schaut weiter. »Hast du Angst?« Sie schüttelt den Kopf.

Ben kommt vom Klettergerüst herunter. »Mama, ich will nach Hause.«

Ich auch. Wir gehen. »Tschüs, Lotta«, sagt Stella leise.

»Das ist der Grund, warum ich nicht mehr auf Spielplätze gehe«, sagt Nina am Telefon. »Und warum ich lieber in einem heilpädagogischen Kindergarten wäre.«

»Du kannst Leon doch nicht ewig von der Welt fernhalten.«

»Der merkt noch früh genug, dass er anders ist. Der darf ruhig noch ein bisschen in Ruhe spielen, ohne dauernd angestarrt zu werden. Verdirbt dir so ein Erlebnis nicht den Tag?«

Wie soll Inklusion funktionieren, wenn die einen denken, dass ihre Kinder Angst haben, und die anderen nicht angestarrt werden wollen? Oder ist es gerade deswegen wichtig, dass Inklusion erfolgreich umgesetzt wird? Damit irgendwann weniger Menschen sagen: »Mein Kind hat so was noch nie gesehen?« Damit ich irgendwann einen perfekten Tag auf einem Spielplatz haben kann?

Wir haben ein neues Auto. In das alte passte der Reha-Buggy nur, wenn man ihn komplett auseinandernahm. Wir hätten einen dieser Lieferwagen kaufen können, ein Auto wie einen Rollstuhl. Harry hat sich geweigert. Das neue Auto ist kein Landrover, aber auf dem Parkplatz vor dem Sportverein werden wir trotzdem nicht weiter auffallen. Blonde Frau, zwei Kinder, viel zu großes Auto. »Fehlt nur noch der Golden Retriever«, sagt Harry.

»Vergiss es«, sage ich. »Höchstens einen, der speziell für Blinde und Epilepsiekranken ausgebildet ist. Das gibt es. Die schlagen bei Anfällen Alarm.«

Ich steige in das Auto wie in ein Klischee. Es hält nur so lange, wie es dauert, den Behindertenparkausweis hinter der Frontscheibe zu erkennen.

Mit Lotta und Ben in den Supermarkt. Die Einfahrt zum Parkhaus ist eng. Ich rangiere vor, zurück, vor, zurück. Piep, piep, piep, piiiiieep. »Warum fährst du nicht?«, fragt Ben von der Rückbank.

»Lass mich mal.« Vor, zurück, piiiiieep. Hinter uns hupt es.

»Dahinten stehen schon Autos, Mama!« Pieep. »Nun, fahr doch, Mama.«

Bin ich Ben gerade das erste Mal peinlich? In welchem Alter beginnt das Genieren? Wird er sich eines Tages für Lotta schämen? Piieep.

Als ich Lotta aus dem Kindergarten abhole, legt Zora im Flur ihren Finger vor den Mund. »Komm mal ganz leise mit«, sagt sie. »Vielleicht bemerkt Lotta dich nicht ...« Sie öffnet die Tür zum Gruppenraum der Finken. Lotta liegt auf ihrem roten Sitzsack, daneben Ida. Sie liegen Nase an Nase. »Lolla«, sagt Ida.

»Oi«, sagt Lotta. Lotta hat den Mund offen, Ida reißt ihren ebenfalls auf und presst ihre Lippen an Lottas. Sie legt den Arm um ihren Hals. Lotta strampelt aufgeregt mit einem Bein.

»Lolla.«

»Oi.«

Sechs Wochen nichts vom Sozialamt. »Ich bin sowieso morgen in dem Gebäude«, sagt Zora. »Ich frage mal nach.« Am nächsten Morgen ruft sie mich an: »Die haben den Antrag nicht gekriegt.«

»Wie?«

»Die sagen, sie hätten keine Akte.« Zora hat den Antrag in Kopie von mir. »Ich habe ihn jetzt persönlich überreicht«, sagt sie. »Und ich habe mich noch mal umgehört: Wir sollten auch dem LVR einen Antrag auf Einzelintegration schicken.«

Der LVR ist der Landschaftsverband Rheinland. Ich beantrage eine »Einzelintegration in den Regelkindergarten«, das ist eine Fördermaßnahme: 5000 Euro einmal pro Jahr, mit denen Zora zusätzliche Personalstunden für Lotta finanzieren kann. Wir haben nun zwei Anträge laufen: einen beim Sozialamt auf einen Integrationshelfer, der Lotta in den Kindergarten begleitet, und

einen beim LVR für die 5000 Euro. Wieder vergehen vier Wochen.

Ich rufe bei der Deutschen Schule an, in der Stadt, in der Harry ein Jobangebot hat. Kleine Klassen, Smart Boards statt Tafeln. »Ihr Sohn kann gerne mal einen Tag schnuppern kommen.«

»Sie haben auch einen Kindergarten, oder?«

»Ja, sicher. Haben Sie noch ein Kind?«

»Meine Tochter Lotta. Aber die ist ein etwas anderer Fall ...«

Sie haben keinen Wickeltisch. Sie sind nicht barrierefrei. Es gibt mehr als ein kleines Problem. »Wollen Sie einen Termin mit unserer Leitung machen? Vielleicht können wir ja eine Ausnahme machen.«

Will ich eine Ausnahme? Will ich Lotta in eine Institution geben, die zuerst die Hindernisse sieht? Will ich sie überhaupt schon nächstes Jahr aus dem Kindergarten nehmen, in dem sie gerade erst angekommen ist? In dem Ida mit ihr knutscht und Kofi mit ihr bastelt?

Ich telefoniere auch noch mit der International School. Motto: »Everyone included, everyone challenged, everyone successful« Inklusion mit Exzellenzanspruch. Unterrichtssprache: Englisch. Lotta spricht ihre eigene Form des Deutschen, an der Übersetzung von »Oi, oi, oi« arbeite ich noch. Sie versteht sehr klar, wenn ich sage: »Jetzt geht es ins Bett.« Oder: »Jetzt mache ich dir Milchbrei.« Kann ich sie in einen englischsprachigen Kindergarten geben? Ist die Antwort auf diese Frage sowieso egal, wenn man vielleicht nie sprechen wird? Oder umso entscheidender?

»Komm mal schnell!« Wochenende. Ich liege neben Lotta auf dem Sitzsack. Harry ist noch im Bad, Ben spielt auf dem Platz vor dem Haus Fußball mit den Nachbarskindern. »Harry, komm mal!«

Er poltert die Treppe runter. Er kommt hereingestürzt, sieht uns und sagt: »Erschreck mich doch nicht so.«

»Sie hat mir gerade in die Augen gesehen.«

»Bist du sicher?«

»Ja, schau mal.« Lotta schüttelt ihren Kopf und zeigt ihre Grübchen.

»Aber das kann gar nicht sein, oder?«

Bei der Augenärztin. »Schön«, sagt sie. »Sie hat Fortschritte gemacht.«

Lotta versucht zu fokussieren. Sie will den Stern wieder sehen. Sie braucht keine Brille mehr. Hat sie mir wirklich in die Augen gesehen?

»Das kann ich Ihnen nicht beantworten«, sagt die Ärztin. »Sie kennen Ihr Kind am besten.«

»Jetzt ist Lotta ein Kindergartenkind«, sagt Ben und zeigt auf unseren alten Fahrradanhänger in der Garage. »Jetzt kann sie auch damit fahren.«

»Fahr allein mit Papa«, sage ich. »Eine Männertour.«

Er schüttelt den Kopf und verschränkt die Arme. Ich recherchiere im Internet. Ich finde Fotos von umgebauten Kindersitzen hinten auf Gepäckträgern. »Wie schön, dass ihr euch dieses Hobby nicht habt nehmen lassen«, lese ich als Kommentar darunter. Stefan Augst, unser Reha-Techniker, schüttelt den Kopf, als ich ihn darauf anspreche. »Das wird mit Lotta nicht funktionieren. Darin hat sie nicht genug Halt.«

Wir können ein Loch in Lottas Kopf verschließen. Wir können ihre Anfälle in den Griff kriegen. Wir können anscheinend nicht zu viert Fahrrad fahren.

»Aber ...«, sagt er. »Ich habe da eine Idee.« Per E-Mail schickt er mir Infos zu der Cross-Variante unseres Reha-Buggys. Unser Sitz lässt sich abnehmen und auf ein neues Untergestell montieren: einen Fahrradanhänger. Zwei große Räder, eine Deichsel, ein Überrollbügel. Hat die Anmutung einer Rikscha und wurde garantiert nicht von einer Elternzeitschrift getestet. Er ist zugelassen für die Nutzung im Straßenverkehr und Lotta hätte darin genauso viel Halt wie in ihrem Reha-Buggy. »Ich weiß allerdings nicht, ob sie das mitmacht«, sagt Herr Augst. »Viele Kinder reagieren sensibel auf Erschütterung.« Ich denke an das Jaulen bei jeder Bodenwelle und schüttele den Kopf. »Und er ist nicht bil-

lig.« 2500 Euro. »Dafür kriegen Sie auch ein drittes Rad, dann können Sie mit dem Wagen joggen gehen.«

Ist es zynisch, mit einem Kind im Wagen joggen zu gehen, das wohl nie laufen wird? Wird Lotta mitmachen? Wird es unsere Krankenkasse? Ich schreibe einen Antrag und schicke den Kostenvoranschlag ein.

Lotta geht seit vier Monaten in den Kindergarten. Ich warte immer noch auf einen Bescheid vom Sozialamt. Im Briefkasten finde ich einen Brief des LVR. Die Fördermaßnahme »Einzelintegration in den Regelkindergarten«, die pro Jahr 5000 Euro zur Aufstockung des Personals bedeutet – abgelehnt. »Und jetzt?«, frage ich Zora.

24

»Willst du noch ein Geschwisterchen?«

Ein Piratenschiff und die beste Zeit,
um behindert zu sein

Die Gruppenform ist die falsche. In die Finkengruppe gehen nicht 24 Kinder von drei bis sechs Jahren, sondern 14 Kinder von ein bis sechs Jahren. »Wieso ist das relevant? Meine Tochter hat trotzdem Förderbedarf. Die muss gefüttert werden, die hat Epilepsie, sie ist blind, sie ist zu 100 Prozent schwerbehindert ...«

»Der Förderbedarf wird auch nicht abgestritten, aber wir müssen uns eben an unser Regelwerk halten und dort sind U3-Gruppen nicht vorgesehen«, erklärt mir der Herr vom LVR. Geduldig, bedauernd.

»Aber es wird doch demnächst einen Rechtsanspruch auf Kita-Plätze für unter Dreijährige geben – müssten die Regeln nicht überarbeitet werden?«

»Sicher«, sagt er und klingt, als täte ihm das selber leid. »Aber so schnell ändert sich da nichts. Außerdem ist das eine freiwillige Fördermaßnahme. Ihr Kindergarten erhält von der Stadt in jedem Fall schon das 3,5-Fache des normalen Satzes für Ihre Tochter.«

»Aber das reicht doch nicht.«

»Haben Sie mal darüber nachgedacht, den Kindergarten zu wechseln?«

Der einzige integrative Kindergarten, der uns wollte, war der städtische und dieses Angebot kam erst, als Lotta schon in ihrer Kita eingewöhnt war. Muss sie jetzt dorthin wechseln? »Sie fühlt

sich in ihrer Kita wohl, wissen Sie, was das bei einem Kind bedeutet, das so gut wie nichts sieht und sich kaum rühren kann? Und jetzt soll ich sie rausnehmen?»

»Sie haben natürlich das Recht, den Kindergarten Ihrer Tochter selbst auszusuchen.«

Zora schreibt an den Behindertenbeauftragten der Stadt Köln. Wir legen beim LVR Einspruch ein und bitten darum, die Entscheidung zu überdenken. Ich sage: »Wenn diese Fördermaßnahme abgelehnt ist, können wir immer noch mit dem Integrationshelfer Glück haben.«

Ich rufe wegen des Integrationshelfers beim Sozialamt an: »Dafür ist der LVR zuständig.«

»Aber ich habe doch vor fünf Monaten mit Ihnen telefoniert und ...«

»Ich habe Ihren Antrag an den LVR weitergeleitet.«

Beim LVR: »Dafür ist das Sozialamt zuständig.«

»Beim Sozialamt heißt es, Sie wären zuständig und man habe Ihnen den Antrag weitergeleitet.«

»Hier ist keine Akte.«

Ich schicke beiden Ämtern erneut den Antrag, verbunden mit der Bitte »entsprechend Ihrer Pflicht nach § 14 SGB IX, die Zuständigkeit rasch zu klären und wie es § 13 SGB IX vorsieht, als Leistungsträger zu kooperieren«. Muss ich jetzt auch noch Jura studieren, um Lotta helfen zu können?

Sind wir ein Einzelfall? »Dafür muss es doch Regelungen geben«, sage ich Zora. »Vielleicht sollten wir uns mal rechtlich beraten lassen.«

Dr. Astrid von Einem heißt die Rechtsanwältin, an die ich mich wende, spezialisiert auf Medizin- und Sozialrecht. Bei einer Organisation für Menschen mit Behinderung hält sie regelmäßig eine kostenlose Rechtsberatung ab. »Es kommt mir vor, als würden sich die Ämter gegenseitig die Zuständigkeit zuschieben«, sage ich. »Als hofften sie, dass wir aufgeben.«

»Das ist leider nichts Neues«, sagt sie. Sie hat schon viele ähnliche Fälle erlebt, einige können außergerichtlich beigelegt wer-

den. »Doch häufig muss man seine Rechte vor Gericht durchsetzen, weil einem keine andere Wahl gelassen wird.«

»Vor Gericht?«

»Das ist nur der letzte Schritt. Jetzt versuchen wir das erst mal außergerichtlich zu klären. Wenn Sie da nicht weiterkommen, sollten Sie sich nicht scheuen zu klagen, ob nun mit meiner Unterstützung oder der eines anderen Anwalts. In der Regel gibt es sogar die Möglichkeit, die Klage selbstständig ohne anwaltliche Hilfe zu erheben. Manche Ämter lassen es darauf ankommen verklagt zu werden, da haben Sie anders keine Chance.«

Ich schreibe noch mal an beide Ämter und setze eine Frist. Ich drohe mit einem Verfahren.

Draußen vor der Beratungsstelle komme ich an einem Plakat der Aktion Mensch vorbei. Darauf ein Junge im Rollstuhl mit einem Mädchen ohne Rollstuhl – »Inklusion heißt Schmetterlinge im Bauch«. Für uns heißt Inklusion erst mal, dass der heilpädagogische Kindergarten geschlossen wird, aber kein Amt den Kindergarten unterstützen will, der Lotta aufnimmt. Heißt Inklusion für uns, dass wir vors Sozialgericht ziehen müssen? Heißt Inklusion noch mehr kämpfen? Wenn das im Kindergarten schon so ist, wie soll es dann erst in der Schule werden?

Drei Uhr nachts. Mit einem Ruck bin ich wach. Geräusche aus dem Kinderzimmer. Was ist das? Ist das Ben? Lotta? Ein Anfall? Ich schnelle aus dem Bett. Handy vom Nachttisch. Ich trete an Lottas Bett und leuchte ihr damit ins Gesicht. »Eija, eija«, sagt sie. Sie strahlt in ihr Kissen.

Ich nehme sie hoch. »Was machst du da?«

»Airaija Aaaaaja«, sagt sie. »Oioioioioioioi.«

Schritte. Harry. »Was erzählst du da?«

»Oioioioi.«

»Hast du mir gerade geantwortet?«

»Ajia.«

Sie hört eine Stunde nicht mehr auf. Als hätte sie über zwei Jahre nachgedacht und beschlossen, nun alles auf einmal zu erzählen.

»Eija eija eija eija eija.«

»Ja, genau, Lotta. Eija, eija.«

Da stehen wir im Dunkeln und unterhalten uns zum ersten Mal mit unserer Tochter, statt nur mit ihr zu reden. Lotta Wundertüte.

Morgens beim Frühstück: »Das liegt bestimmt an den Eindrücken vom Kindergarten.«

»Meinst du?«

»Hast du dir die Kleinen da mal angehört? So viel Durcheinander hört Lotta hier zu Hause nicht.«

»Oioioioi.«

Ist das schon Sprache? Werden aus den Lauten irgendwann Wörter werden? Ein Arzt schüttelt den Kopf: »Das weiß man nicht.«

Ich übe mit Lotta. »Hast du Hunger? Hunger, Lotta? Ja? Sag mal Hunger.«

»Uuuua.«

»Ja, genau: Hunger.«

»Uuuuaa.«

Bilde ich mir das ein? Höre ich Wörter, wo nur Laute sind? Ich telefoniere mit Nina, Lotta auf dem Arm. »Uuuua, uuuaa.«

»Hat dein Kind gerade Hunger gesagt?«, fragt Nina am anderen Ende.

Ja, hat sie. Lotta Wundertüte.

Wir warten auf die Briefe vom Amt. Zwei Erzieher und ein Praktikant für 13 quirlige Kleinkinder ab einem Jahr und ein schwer mehrfach behindertes Mädchen – wie soll das funktionieren? Wird irgendwann der Punkt kommen, an dem Lotta nicht mehr genug Aufmerksamkeit bekommt? Oder die anderen? Wann werden sich die Eltern der anderen Kinder beschweren?

Elternnachmittag in Lottas Kindergarten. Blätter wegkehren, Hecken zurückschneiden, Steine einsammeln. Nächstes Frühjahr sollen die Kinder hier im Garten spielen. Ben hilft mir Blätter in Säcke zu füllen, Harry hat sich die Heckenschere genommen,

Lotta sitzt daneben in ihrem Buggy. Neben uns: »Hallo, ich bin die Mutter von Lina.«

Ich ziehe meine Gartenhandschuhe aus und drücke ihre Hand.

Sie schaut zum Buggy. »Und du musst Lotta sein. Von dir habe ich schon viel gehört.« Lina ist in Lottas Gruppe. »Klappt das gut mit ihr hier?«

»Ja, wobei das ist natürlich kein Dauerzustand ohne Integrationshelfer«, sage ich. Bin ich schon in der Defensive?

»Ich habe schon lange überlegt, wie ich das sagen soll ...«, sagt Linas Mutter. »Aber ...«

»Ich weiß. Hoffentlich ...«

»Ich finde das so wunderbar, dass Lina ein Mädchen wie Lotta kennenlernen kann«, unterbricht sie mich. »Dass sie lernen kann, wie unterschiedlich die Menschen sind, bevor sie in ihrem Kopf Schubladen bildet, um sie da reinzustecken.« Sie lächelt. »Das ist für Lina so eine wertvolle Erfahrung. Ich freue mich sehr, dass Lotta hier ist.«

Anscheinend ist Lotta doch gut für die Mischung.

Als ich Lotta eines Tages abhole, liegt sie in einem Knäuel Kinder in der Schmusecke. Die Barrieren, die ich vorhergesehen habe, haben sich in Luft aufgelöst. Nur, dass es keiner bezahlen will.

»Auf Dauer schaffen wir das nicht alleine«, sagt Zora. »Lotta braucht zu viel Unterstützung.«

»Ich weiß«, sage ich. »Nächste Woche habt ihr erst mal Entlastung, dann fahren wir in Urlaub.«

Unser erster Flug mit Epilepsie. »Machen Sie das ruhig«, sagt Dr. Waltz. »Da sollte nichts passieren.«

Wir leben, wie man auf einem Waldsee Schlittschuh fährt. Wir haben Vertrauen, dass das Eis hält. Wir drehen Pirouetten. Nur wenn es knackt, schrecken wir zusammen und denken an das kalte Wasser darunter. Da sollte nichts passieren. Wird das Eis halten?

Vor dem Gate. Ich trage Lotta über der Schulter, sie schreit wie eine Sirene. Ich laufe kleine Kreise um die Wickeltasche. Darin

Wechselkleidung, Windeln, Apfelmusgläschen. Inhalierspray, falls Lotta die dünne Luft nicht verträgt. Alle Medikamente, die Lotta täglich braucht. Ich will sie nicht in den Koffer packen, was, wenn er verloren geht. Das Diazepam. Der Mann neben mir steht auf und setzt sich drei Reihen weiter. Lotta gellt durch die Halle. Ich wechsele die Laufrichtung. Fast alle Plätze sind besetzt. Über all den Köpfen thront Lotta auf meiner Schulter und schreit. Ich lasse sie auf- und niederhopsen, ich summe, ich schwitze. Wir fliegen nach Innsbruck, eine Stunde Flug. Harry und Ben sind seit gestern im Hotel. Ich hatte noch einen Arzttermin mit Lotta. »Mama, wann kommt ihr?«

Ich gehe den Notfallplan durch, den ich mit Dr. Waltz aufgestellt habe: Falls Lotta direkt nach dem Abflug einen Anfall bekommt – wieder landen, Rettungswagen auf dem Rollfeld. Dazwischen der Flughafen München, in Innsbruck ein gutes Krankenhaus. »Sie haben das Diazepam, das wirkt in letzter Zeit immer«, hat Dr. Waltz gesagt. »Sie sollten Ihr Leben so wenig wie möglich von der Krankheit Ihrer Tochter bestimmen lassen.«

Lotta schreit, die Stewardess hinter dem Counter mustert uns und greift zum Mikro. »Ihr Flug nach Innsbruck ist nun zum Einsteigen bereit.« Lotta verstummt, als wäre dies ihr Signal gewesen. Ich greife nach der Wickeltasche, eine Dame um die 70 ist schneller. »Die ist doch viel zu schwer für Sie!«, protestiere ich. Ein Mann im Anzug rettet uns aus unserem kleinen Gerangel.

Ich sinke auf meinen Platz, irgendwo zwischen Reihe 1 und 10 ist Lotta in meinen Armen eingeschlafen. Sie seufzt. Wenn sie schläft, sieht sie ganz normal aus. Ich streiche ihr die verschwitzten Haare aus der Stirn, flüstere: »Wir haben es geschafft.«

Der Steward zählt die Passagiere mit einem Klicker in der Hand. Jeder Kopf ein Klick. »Würden Sie Ihr Kind bitte für den Start auf seinen Sitz setzen.«

»Das geht nicht, sie ...«

»Es tut mir leid, das ist Vorschrift. Ab zwei Jahre müssen Kinder bei Start und Landung alleine sitzen.«

»Meine Tochter kann nicht alleine sitzen.«

»Sie muss aber.«

Unsere Stimmen sind laut geworden, die Stille um uns wie Watte. »Meine Tochter ist behindert, sie kann nicht alleine sitzen. Körperlich.«

Der Steward wird rot. Lotta darf in meinen Armen bleiben. Ich lasse sie während des Flugs keine Sekunde aus den Augen. Wenn sie jetzt krampft.

Als wir landen, konkurrieren drei Menschen um die Wickeltasche. Ich bin eine alte Dame, der jeder über die Straße helfen will. Ich bin ein Lackmustest für Menschlichkeit und alle wollen bestehen.

Am Abend sitzen wir im großen Speisesaal. Ben im Hemd, Lotta mit Rock, wir Eltern beim Fünf-Gänge-Menü. Um uns herum Frauen in Kleidern, klirrende Gläser, Kinder, die vom Kellner Malsachen bekommen. Ben malt mehr auf die Tischdecke als auf sein Blatt. Ich füttere Lotta auf meinem Schoß mit Kürbisschaum.

»Wie lange können wir das eigentlich noch machen?«

»Was meinst du?«, fragt Harry.

»Hast du von dem Down-Kind gehört, das sie in den USA nicht in den Flieger gelassen haben? Sicherheitsrisiko.«

»Hast du von der armen Rollstuhl-Frau gelesen?«, kontert er.

»Arme Rollstuhl-Frau?«

Harry zitiert: »Schlagzeile: Arme Rollstuhl-Frau darf nicht zum Musikanten-Stadl. Unterzeile: Weil sie nicht schunkeln kann?«

»Das ist nicht lustig. Und was, wenn Lotta mit 16 noch gefüttert werden muss? Geben die uns dann den Tisch dahinten, hinter der Zimmerpalme?«

Harry lässt seine Gabel sinken. »Würdest du hier sitzen wollen, wo alle starren?«

Eine große Gesellschaft betritt den Saal. Großmutter im Twinset, Großvater mit Stock, erwachsene Kinder mit Ehefrauen und -männern, rennende Enkelkinder, ein Baby. Der Kellner weist ihnen den großen Tisch in der Mitte des Saals zu, gedeckt für zwölf Personen, »reserviert«.

Erst als sich die Gruppe teilt, um die Plätze einzunehmen, ist er

zu sehen. Ein Mann um die 40, der Sohn wohl. Dunkle Locken, weißes Hemd, ein Arm, der wie Lottas linker fest unter die Achsel zurückgezogen ist, die Hand zur Faust geballt, die Knie nach innen gedreht, der Gang schleppend. »Komm, Jakob, setz dich hierhin«, sagt eine der Frauen. Sie bindet ihm eine Serviette um.

»Kuckuck!« Der Ruf hallt durch das Geklapper von Besteck und Stimmengewirr, das sofort zu verstummen scheint. Köpfe drehen sich.

»Ja, Jakob, kuckuck«, sagt die Frau an seiner Seite ruhig.

Der Mann winkt mit seinem gesunden Arm, wie ein Gestrandeter auf einer Insel einem Schiff am Horizont zuwinken würde. »Kuckuck!« Die Familie lacht, bestellt, redet – als wäre ganz normal, was in ihrer Mitte geschieht.

Ben hat sein Stück Brot im Mund vergessen. »Was macht der da?«

»Der ruft kuckuck«, sage ich.

Mein Sohn steigt auf seinen Stuhl und winkt zurück. »Kuckuck!«, ruft er.

»Kuckuck!«, ruft der Mann zurück. Sie winken sich quer durch den Speisesaal zu.

Ben strahlt. »Der ist ja lustig!«

Die Großmutter schaut zu Ben rüber, sie lächelt. Ich nicke ihr zu. »Wir müssen reservieren«, sagt Harry. »Dann setzen die uns nicht hinter die Zimmerpalme.«

Als die Kinder schlafen, trauen wir uns an die Bar. Kamin, schwere Sessel, ein Flügel. Ich stelle das Video-Babyfon vor mich auf den kleinen Tisch. »Wegen deines Angebots ...«, sage ich.

Harry bestellt. »Was?«

»Ich will Lotta nicht aus dem Kindergarten reißen. In der neuen Stadt habe ich auch nichts für sie gefunden. Für Ben fände ich es auch besser, wenn er gemeinsam mit seinen Freunden in die Schule geht. Zu Hause habe ich Jodi, meine Mutter, den Großvater, ein Netzwerk. Ich kann nicht aus Köln weg.«

»Verstehe.« Harry sieht nicht überrascht aus. Ist er enttäuscht? Ich sage: »Und wenn nur du gehst?«

»Wie meinst du das denn?«

»Pendeln.«

»Pendeln?«

»Es wäre ja nicht für immer, nur drei Jahre. Und wenn wir nach einem Jahr merken, es geht nicht, dann geht es eben nicht länger.«

»Willst du das wirklich?« Harry mustert mich über sein Glas.
»Würdest du klarkommen?«

»Denk an Caro und Thomas.« Er arbeitet in München und ist nur am Wochenende da. »Oder Lisa.« Ihr Mann kommt alle zwei Wochen. Istanbul.

»Aber mit Lotta ist das doch etwas anderes, oder?«

»Ich habe mein Netz.« Natürlich will ich nicht, dass er pendelt. Natürlich wäre es hart, alles alleine zu stemmen. »Lieber du bist nur ab und zu da und glücklich als immer da und kreuzunglücklich. Ich weiß doch, wie gern du das machen würdest.«

»Jetzt bist du übergeschnappt«, wird Clara später sagen.

»Wen man einsperrt, der bricht irgendwann aus«, werde ich entgegnen. »Jetzt kann er sich überlegen, was er will.«

Kein Teil der Familie soll zu kurz kommen, steht in den Broschüren.

In der Bar sagt Harry: »Das meinst du doch nicht ernst. Wenn ich das mache, bist du sauer.«

»Nein«, sage ich. »Ehrlich.«

»Aber wie sollen wir das als Familie überstehen?«

Jakob betritt die Bar, seine Schwester und sein Vater hinter ihm. Sie setzen sich in die Sitzgruppe neben uns. »Das wird dir gefallen«, sagt sie. Ein Mann setzt sich an den Flügel, höflicher Applaus. Er stimmt »*Somewhere over the rainbow*« an. Jakob springt mit einem Satz auf die Füße und will zum Flügel, seine Schwester und sein Vater zerren ihn mit Kraft zurück und drücken ihn fast gewaltsam in den Sessel. »Nur zuhören«, sagt die Schwester und lässt die Hand auf seinem Arm liegen. Jakob summt mit und klatscht frenetisch, als das Lied zu Ende ist. Als wir gehen, sitzen die drei immer noch in ihren Sesseln und lauschen der Musik.

Als ich am nächsten Nachmittag an der Bar vorbeikomme, Lotta auf dem Arm und auf dem Weg zum Wickeln, sehe ich durch die Tür Jakob neben seiner Mutter am Flügel. Er schlägt eine Taste nach der anderen an. Pling, pling, pling. Alleine sitzen sie in der Bar, die Kamine sind aus. *Somewhere over the rainbow*.

»Eigentlich müsste jetzt die beste Zeit sein, um behindert zu sein, oder?« Harry und ich am nächsten Abend wieder in der Bar. Der Pianist improvisiert. Harry nickt mit dem Kinn zu Jakob. »Das wäre vor siebzig Jahren undenkbar gewesen.« Er spricht es nicht aus und doch stehen kurz die Worte Rassenhygiene, Zwangssterilisation, KZ im Raum. Schätzungsweise 200 000 behinderte und psychisch kranke Menschen wurden damals ermordet, durch Medikamente, Nahrungsentzug oder Vergasung. Wir schauen zu Jakob. Harry sagt: »Und heute: Die Paralympics waren ein Quotenerfolg.«

»Hast du gelesen, wie das britische Fernsehen dafür geworben hat: Meet the Superhumans.«

»Ist doch toll.«

»Klar, aber mir wäre Normalität lieber. Entweder sie werden auf der Straße mitleidig angestarrt oder im Fernsehen als Übermenschen bejubelt. Wann wird es endlich normal, anders zu sein?«

»Ist das hier nicht Normalität?«, sagt Harry und blickt zu dem summenden Jakob. »Und vielleicht geht Lotta irgendwann auf die gleiche Schule wie Ben.«

»Meinst du, wir sollen diese inklusive Schule nehmen?«

»In der Birkenstraße?«

Der Pianist endet. Wir klatschen.

Am nächsten Morgen sitzen am Nebentisch neue Gäste. Ein junges Paar mit einem Baby, höchstens sechs Monate. Es gluckst und lächelt. »Guck mal«, sagt Ben. »Das kann seine Flasche halten.«

»Willst du noch ein Geschwisterchen?«, fragt Harry.

Ich sage: »Was?«

Harry: »Das wäre süß, oder, Ben? Noch ein Baby?«

Ich: »Sollten wir das nicht erst zu zweit besprechen?«

»Was hättest du lieber – einen Bruder oder eine Schwester?«

Ben überlegt. »Einen Bruder. Einen, der laufen kann.«

Wieder zu Hause. Ben ist bei Floris eingeladen. Geburtstag, Piratenparty, zehn Kinder mit Augenklappen. Abends im Bett sagt er: »Ich habe mir überlegt, ich will lieber noch eine Schwester.«

»Keinen Bruder, wie Floris einen hat?«

»Und ich möchte lieber, dass die auch behindert ist. So wie Lotta.«

»Wieso das denn?«

»Behinderte Schwestern machen das Piratenschiff nicht kaputt.«

Ich sitze im Dunkeln neben ihm. 80 Prozent der Geschwister behinderter Kinder kommen klar, heißt es.

»Kann man das aussuchen, Mama?«

»Was?«

»Na, dass man eine behinderte Schwester will.«

Kurz sehe ich mich beim Pränataldiagnostiker sitzen und sagen: »Nicht behindert? Wie sollen wir das unserem Sohn erklären?« Ich sage: »Eher nicht, nein. Was im Bauch drin ist, ist drin.«

»Kann man nicht schütteln?«

»Schütteln?«

»Wie beim Überraschungsei. Da kann man schütteln und hören, ob das klingt wie was Schönes.«

»Und wenn es nicht schön klingt?«

»Dann stellt man es ins Regal zurück.«

Würden wir dieselben Tests machen wie beim letzten Mal? Bei Lotta haben alle frühen Tests nichts genutzt. Ihr Hirnschaden war eine Überraschung. Die größere Überraschung war, dass ein tiefes Grübchen wichtiger sein kann als ein perfektes Gehirn.

»Aber hätten wir die Kraft für noch ein Kind, das zusätzliche Hilfe braucht?«, frage ich Harry.

»Das muss ja nicht noch mal passieren.«

»Und wenn doch?«

»Das ist doch nicht genetisch.«

»Es gibt so viel anderes. Ich bin jetzt 35, da gelte ich als Risikoschwangere.«

»Das ist wie beim Schlittenfahren. Wenn du stürzt, musst du gleich noch mal den Hügel rauf«, sagt Harry. »Nun sei mal kein Feigling.«

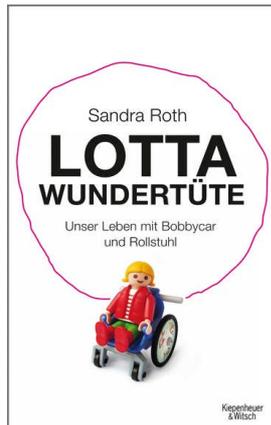
Ich schüttele den Kopf. Schwanger werden erscheint mir nicht wie Schlittenfahren. Es erscheint mir wie Russisch Roulette. Man kann nie wissen. Es kann jeden treffen.

Harry sagt: »Wir können ja Tests machen, wenn du willst ...«

»Und dann? Könntest du ein Kind wie Lotta abtreiben? Selbst in der zwölften Woche – jetzt wo du weißt, wie es sein kann ...?«

Leseprobe

© Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Alle Rechte vorbehalten.



Sandra Roth
Lotta Wundertüte
Unser Leben mit Bobbycar und Rollstuhl

ISBN: 978-3-462-04566-6

Erscheinungsdatum: 15. August 2013
272 Seiten, gebunden
Euro (D) 18,99 | sFr 26,80 | Euro (A) 19,60